

"Markus ist rechtzeitig nach Deutschland gegangen"

Autor(en): **Imboden, Markus / Rengel, Martin / Sennhauser, Michael**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Film : die Schweizer Kinozeitschrift**

Band (Jahr): **53 (2001)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-932478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Markus ist rechtzeitig nach Deutschland gegangen»

Auch Schweizer Filme können ein grosses Publikum erreichen. Aber sie sollten das nicht immer müssen. Markus Imboden, der vorwiegend in Deutschland arbeitet, hat mit «Katzendiebe» und «Komiker» die beiden kommerziell erfolgreichsten der letzten Jahre gemacht. Martin Rengel hat sieben Jahre in einen «schwierigen» Autorenfilm investiert und schliesslich mit «Joy Ride» den ersten Schweizer «Dogma»-Film verwirklicht. FILM hat die beiden zu einem Gespräch über Wünsche und Notwendigkeiten getroffen.

Michael Sennhauser

Während Sie, Martin Rengel, mit «Joy Ride» etwas für die Schweiz völlig Neues ausprobiert haben, nämlich einen Spielfilm nach den Regeln von «Dogma95», sind Sie, Markus Imboden, mit «Katzendiebe» und «Komiker» der kommerziell erfolgreichste Schweizer Regisseur der letzten Jahre geworden.

MARKUS IMBODEN: Hm ja. Das ist sicher richtig, dass die beiden Filme kommerziell erfolgreich waren. Aber ... hmm. Was soll ich dazu sagen ... ein lockeres Gespräch wollten wir doch führen ...

MARTIN RENDEL: Ich glaube, der entscheidende Unterschied zwischen uns beiden ist der, dass Du, Markus, rechtzeitig nach Deutschland gegangen bist, während ich hier ausgeharrt habe.

Warum haben Sie denn ausgeharrt?

RENDEL: Ich habe mich einfach in dieses Projekt verbissen. Der Stoff hat mich so gepackt, dass ich das unbedingt machen wollte. Und je mehr Widerstand es gab – und es gab Widerstand, den ich primär auf der Seite der Inhalte ortete –, desto wichtiger erschien es mir, diesen Film zu machen. «Joy Ride» wirft Fragen auf nach dem «Bösen», nach dem grossen Thema der Langeweile, nach der Gewalt zwischen Mann und Frau, die ich einfach absolut wichtig finde. Umso mehr hat es mich dann gefreut, dass es – nachdem die Produzentin Claudia Wick dazugestossen war – mit der Unterstützung und dem Input aus Dänemark möglich wurde, diesen Film zu machen. Immerhin hat 1993, als ich mich mit dem Stoff zu beschäftigen begann, noch niemand von «Dogma95» gesprochen.

«Joy Ride» ist demnach ein Langzeitprojekt. Sieben Jahre ... sind das die Zeiträume, die man braucht, um in der Schweiz einen Film zu machen? «Komiker» und «Katzendiebe» sind doch mit höchstens zwei Jahren Entwicklungszeit entstanden, und der eben abgedrehte «Heidi»-Film noch schneller?

IMBODEN: Ein bisschen länger brauchten wir schon auch. Das erste Drehbuch zu «Heidi» habe ich etwa im Sommer 1999 gelesen. Man muss einfach wissen, ein gutes Drehbuch – ein Drehbuch überhaupt, selbst wenn es nicht gut ist – braucht seine Zeit. Allerdings konnte unsere Produzentin Ruth Waldburger die Projekte sehr schnell finanzieren, sowohl «Katzendiebe» wie auch «Komiker».

Was uns allerdings nicht hinderte, an «Komiker» doch drei Jahre zu arbeiten. Und auch jetzt sind wir wieder am diskutieren. Gestern hatten wir eine Sitzung, Beat (Schlatte, Koautor), Walter (Bretscher, Drehbuchautor) und ich und es war relativ mühsam. Es ist schwierig, einen Stoff zu finden und sich nicht zu wiederholen. Wir möchten ja auch versuchen, jedes Mal ein bisschen weiter zu gehen und interessantere Filme zu machen.

Das heisst also, dass sich auch das Konzept für die kommerziell erfolgreichen Filme, die Sie machen, verändern muss? Mit «Komiker» wurde von der Produktion her ganz klar auf dem Publikumserfolg von «Katzendiebe» aufgebaut. Ist es so schwierig, Kontinuität und Entwicklung zusammenzubringen?

IMBODEN: Nein, es ist schwierig, eine Geschichte zu finden, ein Drehbuch zu schreiben, einen nächsten Film zu machen. Weil man ja nicht immer dasselbe machen kann. Wir möchten ja gerne Filme machen, die man auch im Ausland zur Kenntnis nimmt. Es ist einfach frustrierend, einen Film zu machen, der nur in der Deutschschweiz gesehen wird, weil er halt in Dialekt gedreht ist und damit schon grosse Probleme verbunden sind. Schon in der Westschweiz wird die Auswertung schwierig, weil man da die Schauspieler nicht kennt und den Film im Dialekt nicht versteht.

Ist das ein neues Problem, dass die Stoffe schwer zu finden sind? Jahrelang schien es doch, dass in der Schweiz genügend Talent und Ideen vorhanden wären, dass es aber auch gestandenen Leuten wie Lyssy oder Murer einfach nicht möglich war, ihre Projekte innert nützlicher Frist zu finanzieren, also keine kontinuierliche Arbeit möglich war?

RENDEL: Markus Imboden ist da sicher in einer privilegierten Situation, weil er sehr gute Leistungsausweise hat, weil er viel Erfahrung aus Deutschland mitbringt und sich so auch profilieren konnte. Bei mir dagegen war es nicht das Problem des Drehbuchs. Wenn ich jetzt zurückblicke auf das, was ich 1993 in den ersten Absichtserklärungen geschrieben hatte, dann ist der fertige Film jetzt ziemlich nahe an dem, was ich von Anfang an machen wollte. Bei mir war eindeutig die Finanzierung das Problem. Das hat mit unserem Fördersystem zu tun, aber auch mit dem

Markus Imboden

«Es ist ein

Heidi ist auch im Jahre 2001 froh um eine starke Schulter: Cornelia Gröschel als Heidi und Paolo Villaggio als Alpöhi im neuen Film von Markus Imboden.



Stoff und nicht zuletzt mit der Weise, in der man sich in der Schweiz den eigenen Leistungsnachweis verdienen muss, bis man auch mal «dran» ist.

Dann besteht also ein Unterschied zwischen Ihnen beiden darin, dass der eine Geschichten erzählt, welche die Leute gerne sehen möchten, und der andere eine, von der er glaubt, dass sie einfach erzählt werden muss?

IMBODEN: Mein Anliegen ist es nicht primär, Filme zu machen, die kommerziell erfolgreich sind. Aber ich möchte arbeiten, weil ich das gerne tue, weil ich mich als Regisseur verstehe und das als meinen Beruf sehe, mit dem ich zufrieden bin, in dem ich aufgehe. Selbstverständlich ist es auch hier zu Lande einfacher, einen Film zu finanzieren, der «populär» ist. Und persönlich finde ich das zwar gut für diese Filme, aber nicht gut für den Schweizer Film. Ich bin ja selber auch «Opfer» dieser Politik geworden. Mein Film «Ausgerechnet Zoé» etwa, der ein ernst zu nehmender Autorenfilm war, konnte in der Schweiz nicht finanziert werden. Ich musste diesen Film in Deutschland machen.

Und da hat dieser Film über eine junge Frau, die sich damit auseinander setzen muss, sich mit HIV angesteckt zu haben, dann auch ein erstaunlich grosses Publikum erreicht.

IMBODEN: Er war sehr erfolgreich, ja. Mittlerweile haben ihn über zwölf Millionen Leute gesehen. Er wurde mehrfach im Fernsehen ausgestrahlt und hat viele Preise bekommen. Und er kam dann schliesslich auch in der Schweiz noch ins Kino, aber eher zufällig, weil eine Kinobetreiberin, Frau Dietrich, den Film im Fernsehen gesehen hatte und der Meinung war, der gehöre ins Kino. Ich möchte auch wieder einmal einen Film wie «Zoé» machen, es ist ja nicht so, dass ich nun nur noch Komödien drehen möchte, auch wenn ich das gerne tue. Ich würde gerne auch Filme machen, die anspruchsvoller, schwerer zugänglich sind. Aber die Erfahrung hat gezeigt, dass man da sehr schnell blockiert wird.

Sie gehen sehr pragmatisch an die Arbeit, sind halbwegs im Exil in Deutschland, weil der Markt da im Gegensatz zur Schweiz eine kontinuierliche Arbeit ermöglicht.

...n frustrierend, einen Film zu machen, der nur in der Deutschschweiz gesehen wird»

Markus Imboden

Der 1955 in Interlaken geborene Markus Imboden zählt zu den erfolgreichsten und produktivsten Schweizer Filmemachern. Mit «Bingo» (1990), «Katzendiebe» (1996) und «Komiker» (2000) hat er einige der populärsten Schweizer Filme der letzten Jahre gedreht. Parallel dazu arbeitete Imboden immer wieder für deutsche Fernsehsender; er drehte u. a. mehrere Folgen der Krimireihen «Bella Block» und «Polizeiruf 110», realisierte mit dem Aids-Drama «Ausgerechnet Zoé» einen deutschen Fernsehfilm, der es in der Schweiz in die Kinos brachte, und verfilmte den Bestseller «Frau Rettich, die Czerni und ich» fürs Kino. Vor kurzem hat er die Dreharbeiten für eine moderne «Heidi»-Version abgeschlossen, die im Frühling in die Kinos kommt.

Martin Rengel

Der in Zürich und Winterthur aufgewachsene Martin Rengel ist seit 1983 freischaffender Theater- und Filmregisseur. Der 42-Jährige inszenierte u. a. am Theater der Jugend in München, am Theater Basel und am Theater am Neumarkt Zürich. Bekannt wurde er einem filminteressierten Publikum vor allem mit seiner fürs Schweizer Fernsehen gedrehten Dokumentation über Mäni Weber «Mäni National» (1999). Für 3sat realisierte er diverse Filme, darunter auch das Porträt «Zeitgenossen: Martin Ott». Zu seinen weiteren Arbeiten gehören u. a. «Geschichten von Liebe und Not» (1987), «Pfeffer und Salz» (1996). Mit «Joy Ride» legte Rengel, der sich immer auch stark in der Schweizer Filmbranche engagierte, den ersten Schweizer Dogma-Film vor.

IMBODEN: Ja, ich bin in Deutschland, weil ich da meine zwei bis drei Filme pro Jahr machen kann und damit das tue, was mir am liebsten ist, nämlich Regie führen.

RENGEL: Im meinem Fall trifft es natürlich zu, dass ich «Joy Ride» machen wollte, weil ich der Meinung war, diese Geschichte müsse erzählt werden. Schliesslich gibt es etwas, das noch schlimmer ist als der Schrecken, nämlich das Verstummen und das Verdrängen der Schattenseiten des Lebens. Aber wenn ich sage, den Film hätte ich machen müssen, dann meine ich damit nicht, dass ich ein pädagogisches Anliegen verbreiten wollte. Ich hätte mich nie anheischig gemacht, den Leuten beibringen zu wollen, womit sie sich beschäftigen müssen. Ich wollte eine Geschichte erzählen, wie das Markus auch macht, möglichst wahrhaftig, möglichst spannend, möglichst berührend. Das Kino hat die Aufgabe, die Menschen zu berühren. Das Kino hat nicht die Aufgabe, die Menschen zu belehren.

Wenn ich mir jetzt die Frechheit herausnehme und einfach mal behaupte, im Hinblick auf den Arbeitsmarkt sei Markus Imboden ein Profi, Martin Rengel ein Amateur?

RENGEL: So kann man das selbstverständlich nicht sagen. Natürlich ist Markus ein Profi, er hat auch schon viel mehr gemacht als ich und davor habe ich grossen Respekt. Ich habe ja schon gesagt: Er ist rechtzeitig nach Deutschland

gegangen. Aber was ist ein Amateur? Nehmen wir den Begriff einmal wörtlich. Wenn das heisst, dass ich meiner Arbeit aus Liebe tue und nicht des Geldes wegen, einverstanden. Aber ich habe in den letzten Jahren ja auch anderes gemacht, das mich weitergebracht hat: Dokumentarfilme.

Sie würden also auch bei einer Auftragsarbeit Regie führen?

RENGEL: Nicht in jedem Fall. Aber wenn mir eine gute Geschichte angeboten würde, würde ich das vielleicht auch gerne machen. Ich bin ja auch Regisseur, ich war Regisseur am Theater bevor ich Filmemacher wurde.

Und wenn Sie sagen, Markus Imboden habe sich «rechtzeitig» nach Deutschland abgesetzt – meinen Sie damit, dass es für Sie nun zu spät sei?

RENGEL: Das wird die Zukunft weisen. Auf jeden Fall werde ich es mir nicht leisten können, weitere sieben Jahre auszuharren, bis ich den nächsten Film drehen kann. Das geht schon rein ökonomisch nicht. Also werde auch ich sehen müssen, was es noch für Möglichkeiten gibt. In der Schweiz, in Deutschland oder sonst wo in der Welt.

Während Markus Imboden kontinuierlich in Deutschland gearbeitet hat, haben Sie sich in der Schweiz neben ihren eigenen Theater- und Filmprojekten ein kultur- und filmpolitisches Engagement geleistet, wie viele andere in diesem Land auch. Im Vorstand des Vereins «Zürich für den Film» haben Sie unter anderem für die Studie zur ökonomischen Bedeutung des Schweizer Films gearbeitet. Hat sich die investierte Zeit gelohnt?

RENGEL: Im Hinblick auf diese Studie auf jeden Fall. Die hat schon einiges bewirkt und wird weiter wirken. Wie sich das für mich persönlich auswirkt, das weiss ich nicht.

Die «Szene» in der Schweiz ist klein, man kennt sich, man sitzt im gleichen Boot und gleichzeitig konkurriert man sich auch.

RENGEL: Das ist einfach so. Es ist zu wenig Geld vorhanden für die vielen Projekte und darum gibt es einen heissen Kampf um Subventionen. Ich persönlich finde allerdings, dass wir davon ausgehen müssen, dass jeder Schweizer

Martin Rengel

«Das Kino hat die A

Der erste Schweizer
«Dogma»-Film:
Claudia Knaben-
hans in Martin
Rengels «Joy Ride».



abe, die Menschen zu berühren. Das Kino hat nicht die Aufgabe, die Menschen zu belehren»

Film, der Erfolg hat, automatisch auch allen anderen hilft. Neid ist hier unangebracht und kurzsichtig. So gesehen bin ich auch überzeugt, dass die so genannte erfolgsabhängige Filmförderung funktioniert. Wenn der Erfolg der «Katzendiebe» die «Komiker» ermöglicht hat, dann hilft der Erfolg beim Kinopublikum letztlich uns allen. Aber es gibt Projekte, die nie so kommerziell funktionieren können, und auch die müssen möglich sein. Dazu braucht es eine verstärkte selektive Förderung. Die Kasse ist ein Kriterium, aber nicht das einzige.

IMBODEN: Es ist ganz klar, mir und meiner Produzentin hat diese erfolgsabhängige Förderung die angestrebte Kontinuität auch leichter gemacht. Aber ich fände es völlig falsch, wenn man nun nur noch Filme fördern wollte, die kommerziell erfolgreich sind. Der Staat hat die Aufgabe, Kultur zu fördern, und zur Kultur gehören auch Dinge, die nicht unbedingt jeder sehen will. Ich fände es grauenhaft, wenn es nur noch Filme wie «Katzendiebe» gäbe. Solche Filme verweisen nur auf *einen* kulturellen Aspekt der Schweiz, es gibt aber zum Glück noch viele andere. Im Übrigen hat die erfolgsabhängige Förderung uns zwar geholfen, aber es hängt auch vieles von der Stoffauswahl ab. Unser soeben abgedrehter «Heidi»-Film konnte nicht zuletzt darum gemacht werden, weil das eben ein Stoff ist, der auch im Ausland Interesse findet. Und was die Konkurrenz angeht: Martin und ich kennen uns schon lange. Ich glaube, wir haben uns kennen gelernt, bevor wir angefangen haben, Filme zu drehen. Und was ich an Martin schätze, ist, dass ich mit ihm über Filme sprechen kann. Über meine, seine und andere. Das vermisse ich sonst in der Schweiz unheimlich. In den ganzen film- und kulturpolitischen Debatten gehen die Inhalte unter. Ich ärgere mich auch darüber, dass ein Gespräch, wie wir es hier führen, immer so rasch von den Filmen weg hin zur Filmpolitik führt. Dabei wäre doch eine professionelle inhaltliche Auseinandersetzung mit unserer Arbeit spannend und nötig.

RENGEL: Die Kommunikationsfähigkeit der Schweizer Filmbranche ist auf einer Skala von eins bis zehn sicher nicht höher als bei fünf einzustufen ... Ein altes Lied! Besonders wichtig scheint mir aber auch, dass wir überholte Gegensätze überwinden und uns vermehrt um eine politische Kultur bemühen, die auf einem unvoreingenommenen und vorurteilslosen Schauen und Denken gründet. ■